König Konstantins Thronentsagung

Ein Lebensbild des von der Regierung zurückgetretenen Monarchen und ein Rückblick auf die Vergewaltigung des hellenischen Volkes.

Hellas Stolz liegt im Staube. Unter dem Druck der Entente, der sich nun auch Amerika angeschlossen, hat der König-Befreier Konstantin dem Throne zu Gunsten seines zweiten Sohnes Alexander entsagt, so wie einst der Bayer Otto nach einer der heutigen ähnlichen Besetzung des Piräus durch die Westmächte während des Krimkrieges aus dem Lande fliehen mußte, das seine Liebe zum größten des Balkans machen, zu einem Neuaufblühen alter Macht hinführen wollte.

Seit den Siegen des zweiten Balkan-Krieges hatten sich auf ihn, den ruhmreichsten Feldherrn mit dem bedeutungsvollen Namen, alle stolzen Zukunftshoffnungen Griechenlands vereinigt. Auf ihn, „König Konstantin XII.", übertrug der Volksglaube die Legende von dem letzten byzantinischen Kaiser Konstantin XI. Palaeologos, der nicht gefallen, sondern vom Engel des Herrn entrückt sei und versteinert in einer Höhle bei der goldenen Pforte den Tag erwarte, wo er die Hagia Sophia und die Stadt Konstantin des Großen wieder befreien werde. Sogar das Lebensalter, das schlichte Kriegergewand und das ergraute und stark gelichtete Haupthaar des gegenwärtigen Königs mußten mithelfen, um ein altes Orakel über den „Armen König", der Byzanz befreien wird, auf ihn deuten zu können. Diesen König, dessen Energie das Heer neu gestaltet, dessen Siege den Umfang des Reiches auf das Doppelte vergrößert haben, nicht nur vom Thron, sondern auch aus dem Herzen und der Phantasie seines Volkes endgültig zu vertreiben, dazu bedurfte es aller List und Gewalt, aller Drohung und Bestechung der Schutzmächte. Lange schien es, als ob das kleine Griechenland dauernd ihrem Druck, der Erdrosselung durch den Hunger, widerstehen würde, da trat auch Amerika, an dessen Humanität Konstantin wieder und wieder, allerdings vergeblich appelliert, in den Krieg neben England, und das Schicksal des Hellenenkönigs und seines Landes war entschieden, eine Herrschaft zum Abschluß gebracht, die während ihrer Dauer nur von Segen für das junge Staatswesen gewesen war und es zu neuen Höhen zu führen gedachte.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Noch nicht 49jährig, muß der König seinem Reiche den Rücken kehren, um fortan in der Verbannung zu leben. An seiner Statt, an Stelle des nominellen Thronfolgers aber herrscht Venizelos und durch ihn die Entente, die zu diesem letzten verzweifelten Schritt der Vergewaltigung greifen mußte, um Sarrail und seine Armee zu retten.

Konstantin wurde am 21. Juli 1868 als Sohn Georg's I. in Athen geboren und mit aller Liebe erzogen. Für seine höhere Ausbildung wurden Gelehrte der griechischen Universität gewonnen, die nicht nur als Gelehrte und Lehrer, sondern auch als Menschen den besten Ruf und die ungeteilte Verehrung genossen. Für diese Männer war es eine wahre Freude, den jungen Prinzen zu führen, denn er war nicht nur fleißig und strebsam, sondern auch begabt; besonders der Mathematik brachte er ein gutes Verständnis entgegen. Außer der gediegenen allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung wurde dem jungen Prinzen auch eine ernste militärische Erziehung zuteil, und zwar dort, wo die Kriegskunst in höchster Blüte stand, in Deutschland.

Seine Vermählung mit Sophie, Prinzessin von Preußen, einer Schwester Kaiser Wilhelms II., am 15. Oktober 1889 brachte ihn dem deutschen Wesen näher. Er besuchte öfters in Begleitung seiner Gemahlin seinen Schwager und er hatte nicht selten die Soldatenfreude, den großen Kaisermanövern beizuwohnen. Wenn er früher als Generalinspektor der griechischen Armee eine Miniaturnachahmung jener Manöver anstrebte, wurde ihm nicht selten nachgesagt, er wolle den „Kaiser" spielen. Seine Bestrebungen waren nicht leicht durchführbar, denn es mußte erst die Armee geschaffen werden, mit der es möglich wäre, einigermaßen Manöver zu veranstalten. Die Anstrengungen, die der damalige junge Kronprinz zur Reorganisation der Armee machte, begegneten ungeahnten Schwierigkeiten. Die Gesetzgebung des Landes gab ihm keine Handhabe, das Offizierskorps zu reinigen. Es waren kaum die ersten tastenden Versuche gemacht, als im Jahre 1897 der türkisch-griechische Krieg ausbrach und den kaum 29jährigen Kronprinzen zu einer undankbaren Aufgabe berief: zur Führung eines kleinen, unorganisierten Heeres gegen die türkische Armee Edhem-Paschas. Der für Griechenland so klägliche Verlauf jenes Krieges war für den Führer der Armee wie für die Dynastie überhaupt sehr bitter. Zu jener Zeit war Kronprinz Konstantin alles andere als beliebt; die schlimmsten Schmähungen wurden öffentlich in den Zeitungen gegen ihn geschleudert. Demjenigen, der die frühere Volksbegeisterung bei den Volljährigkeits- und Hochzeitsfeierlichkeiten miterlebt hatte, konnte es voll zum Bewußtsein kommen, daß in Griechenland nichts so heiß gegessen wie gekocht wird!

Der wahre Charakter Konstantins kam bei jener Prüfung deutlich zum Ausdruck: er ließ sich nicht unter dem Druck der unverdienten Vorwürfe zerschmettern, sondern er zog aus den Geschehnissen den richtigen Schluß: mit voller Anspannung aller seiner Kräfte machte er sich an die Arbeit der Reorganisation des Heeres. Die früheren Schwierigkeiten waren zwar auch jetzt nicht beseitigt; doch die Bestürzung, welche der unglückliche Krieg verursacht hatte, war das richtige Moment, um einige wichtige Gesetze durchzusetzen. Seiner hartnäckigen Beharrlichkeit gelang es auch in der späteren Zeit, manche harte Nuß zu knacken. Zur Bezeichnung seines Charakters möchte ich die Tatsache erwähnen, daß, wenn bei bevorstehender Abwesenheit des Königs Georg Kronprinz Konstantin die Regentschaft übernehmen sollte, die Minister sämtliche für die Partei wichtigen Dekrete für die ganze Zeit der Regentschaft im voraus vom König unterschreiben ließen. Denen sie hatten schon früher die Erfahrung gemacht, daß Konstantin im Gegensatz zu seinem Vater keinesfalls bereit war, jede Beamtenversetzung oder Entlassung ohne genügende Begründung zu unterschreiben. Der junge Prinz scheute nicht, den schweren Kampf mit der Parteipolitik, die der Krebs an Griechenland Körper ist, aufzunehmen,

Ex-König Konstantin von Griechenland.

einen Kampf, den sein Vater schon längst als hoffnungslos aufgegeben hatte. Aber auch andere Schwierigkeiten waren zu überwinden, so z. B. kindische Vorurteile des Volkes, die Fernstehenden wohl unbegreiflich erscheinen. Um diese Vorurteile zu charakterisieren, will ich einen bestimmten, zwar kleinen, aber dafür besonders bezeichnenden Fall erwähnen: Unter anderen Neuerungen, die Konstantin einführen wollte, war auch die der Kopfbedeckung; die bis dahin übliche, in ihrer Form als ein Mittelding zwischen dem französischen Käppi und der österreichischen Mütze zu bezeichnende Kopfbedeckung sollte durch eine neue, der deutschen ähnelnde, runde Schirmmütze ersetzt werden. Zuerst war das Tragen dieser Mütze fakultativ. Als zum ersten Male der Kronprinz und einige wenige Offiziere in dieser Mütze öffentlich sich zeigten, brach ein Sturm patriotischer (!) Entrüstung los. Das unwissende, mißtrauische Volk kannte die Mütze nur von der russischen Armee her, und in seinem instinktiven Mißtrauen gegen Rußland wies es diesen vermeintlichen Versuch der Russifizierung empört zurück. Die Sache wurde schließlich in der Tagespresse derart aufgebauscht, daß Kronprinz Konstantin selbst einsah, daß es besser wäre, diese Neuerung fallen zu lassen.

Seine Bestrebungen, die Armee zu reorganisieren, blieben nicht ohne Erfolg. Aber viel Feindschaft hat ihm diese Arbeit eingebracht, und diese war es, die die Militärrevolution im Jahre 1909 heraufbeschwor. Die unfähigen Offiziere, die durch die Maßnahmen des Armee-Inspektors sich benachteiligt fühlten, haben diese Revolte, die schon im Jahre 1908 eingeleitet wurde, mit schlauer Hinterlist organisiert. Kronprinz Konstantin mußte zusehen, wie dabei seine Brüder aus der Armee ausgestoßen wurden und ihm selbst nur eine Scheinstellung in der Armee gelassen wurde. Er persönlich wurde aufs schwerste brüskiert, und man ging so weit, ihm selbst das früher als Mitgift verliehene Gut Manolada abzunehmen! Als drei Jahre später der Balkankrieg ausbrach, richtete das Heer reumütig seine Blicke auf seinen natürlichen Führer. Dieser vergaß die Vergangenheit und nahm ohne Zögern die Führung der Armee fest in seine Hand. Aus den tüchtigsten Offizieren seiner Armee, größtenteils solchen, die auf seine Veranlassung früher in der Berliner Kriegsakademie studiert hatten, bildete er seinen Generalstab; die Parteipolitik schwieg jetzt vor der Größe des Augenblicks. Die Erfolge der griechischen Armee im Balkankrieg sind zweifellos das Werk Konstantins. Das wurde bei der Belagerung von Janina deutlich. Hier bemühte sich General Sapunzakis, der nebenbei gesagt im Krieg 1897 Generalstabschef war, wochenlang umsonst, die Festung zu nehmen. Kronprinz Konstantin kam schließlich selbst, und die Festung fiel. Er verdiente ehrlich in jenem Kriege den deutschen Marschallstab.

Mancher, der die Haltung König Konstantins im jetzigen Kriege sah, glaubte darin die persönliche Verehrung und verwandtschaftliche Liebe oder Rücksicht auf seinen Schwager erblicken zu dürfen. Diese Auffassung ist selbstverständlich vollkommen irrig. König Konstantin wurde nur von der Sorge um das Wohl seines Landes geleitet. Seine Haltung war nur darauf zurückzuführen, daß er, wie sein Generalstab, felsenfest an den endgültigen Sieg Deutschlands glaubte. Er, der erprobte General, war in der Lage, dies zu beurteilen. Daß seine Gemahlin eine deutsche Prinzessin ist, hatte nur insofern Einfluß auf ihn, als ihm durch diese Beziehungen Gelegenheit geboten wurde, Deutschlands Kraft genau einschätzen zu können. Zur Charakterisierung König Konstantins genügen wenige Worte: er weiß, was er will, er bricht eher, als daß er biegt!

Als die von ihm als richtig erkannte Neutralität sich nicht länger aufrecht halten ließ, entsagte er lieber dem Thron als die Ehre seines Volkes zu verkaufen und die eigene damit auf immer vor der Geschichte zu beflecken.

* * *

Die Entente und Griechenland.

Von Prof. Dr. K. D. Spyuris (Athen).

Gerade jetzt, da König Konstantin dem Druck der Entente weichend als Herrscher der Hellenen zurückgetreten ist, lohnt es sich vielleicht, einen kurzen Blick in die Geschichte der wohlwollenden Neutralität zu werfen, die das arme Griechenland, seinen traditionellen Gefühlen entsprechend, den sogenannten Schutzmächten gegenüber befolgen wollte und mußte, damit man daraus volle Klarheit über die griechischen Verhältnisse gewinnt.

Zu Beginn des tobenden Weltbrandes waren in Griechenland diejenigen nicht einmal auf den Fingern abzuzählen, die Sympathien für die Zentralmächte hegten oder eine deutschfreundliche Politik befürworteten; sie durften ihre Ansichten kaum laut aussprechen, geschweige veröffentlichen. Die Gesamtheit des griechischen Volkes war völlig begeistert für den Kampf der Entente, und die Presse huldigte einstimmig den Schutzmächten und ging sogar, unterstützt durch die Regierung Venizelos', über die Grenzen der notwendigen Vorsicht und Rücksicht hinaus. Kurz und gut, das griechische Volk und die griechischen leitenden Kreise waren durchaus ententefreundlich und hatten ein absolutes Vertrauen zu den Schutzmächten des griechischen Staates. Die Alliierten aber begannen diese Verhältnisse immer mehr auszunützen, das Land für ihre Pläne, gestützt auf die Hilfe des ihnen ganz ergebenen und damals noch allmächtigen Venizelos, rücksichtslos auszubeuten und sogar ein Eingreifen Griechenlands in einem ihnen günstigen Moment als eine Selbstverständlichkeit zu betrachten.

Auf die verschiedenen der alliierten Flotte jeweilen gewährten Erleichterungen, die gegen eine strikte Neutralität verstießen, folgen schwere Verletzungen. Man besetzt Mudros auf Lemnos und macht daraus die Hauptbasis für die Operationen der Flotte gegen die Türkei schon unter der Regierung Venizelos'. Man geht dann nach dem Sturze des Diktators und dem Scheitern seiner Politik immer offener gegen die griechische Neutralität vor. Tenedos und Lemnos, Mytilene und Samos und fast alle kleinasiatischen griechischen Inseln geraten in den tatsächlichen Besitz der Anglo-Franzosen, die ihr Vorgehen zu rechtfertigen versuchen, indem sie darauf hinweisen, daß die betreffenden Inseln von der Türkei noch nicht offiziell an Griechenland abgetreten wurden. Andere Inseln aus den Sporaden und Kykladen werden weiter besetzt. Die venizelistische Presse beutet sogar diese Verletzungen gegen die damalige Regierung aus, das Volk wird beunruhigt, bleibt aber zum größten Teil der Entente treu, obschon es für ein bewaffnetes Eingreifen gar nicht begeistert erscheint. Die Regierung aber (Gunaris) duldet alles, und verhandelt sogar inzwischen mit den Westmächten über ein eventuelles Heraustreten aus der Neutralität.

Venizelos kommt wieder, auf Grund einer durch zweifelhafte Mittel erkämpften Majorität, ans Ruder und versucht das Land nochmals nach der Entscheidung Bulgariens unter dem Vorwand der Erfüllung der Bedingungen des gewissenlos ausgebeuteten und gar nicht für den jetzigen Weltkrieg geltenden serbisch-griechischen Bündnisvertrages zum Krieg zu gewinnen. Die Schutzmächte, ermutigt durch das bisherige passive Verhalten des griechischen Staates und durch die ganz persönlichen Andeutungen und privaten Ansichten Venizelos', der weder das Recht hat, fremde Truppen ohne die Genehmigung der verschiedenen Staatsfaktoren und die Einwilligung des Königs zur Landung auf griechischem Gebiet einzuladen, noch eingeladen hat, wenn man seinen offiziellen Erklärungen vor der ihn anklagenden Kammer glauben darf, beginnen Hilfstruppen für Serbien in Saloniki zu landen, richten sich immer häuslicher im fremden Lande ein und entschließen sich nach der Bildung des Kabinetts Briand, aus der Saloniki-Expedition ohne Rücksicht auf Griechenland ein großes Unternehmen zu machen, um den Balkan zu gewinnen und die neutralen Balkanländer mitzureißen.

Nach dem zweiten Sturze Venizelos' und nach dem Rückzug Sarrails werden neue wichtige Konzessionen erzwungen; obschon nach der Vernichtung Serbiens das Festbleiben einer Armee der Alliierten auf griechischem Gebiet keinesfalls geduldet werden durfte, wird die Kontrolle in den griechischen Gewässern gegen Unterseeboote übernommen, Saloniki bildet sich zu einer defensiven Basis heraus, sein Gebiet und andere Inseln werden besetzt. Die Alliierten begnügen sich aber nicht mehr damit; sie beginnen nunmehr, sich in die inneren Angelegenheiten und in die Parteipolitik einzumischen und versuchen durch ihre Presse eine Intervention und einen Eingriff gegen die Souveränität und die Selbständigkeit des griechischen Staates dadurch vorzubereiten, daß sie die Welt und die Griechen auf das Bestehen alter verjährter Verträge hinweisen, die aber keine Intervention, trotz allen Interpretationen, rechtfertigen und die Bestimmungen enthalten, die gerade von den Schutzmächten verletzt wurden. Das Volk wird erbittert, eine ungeheure deutschfreundliche Strömung bildet sich, der Wille zur Neutralität und die Liebe zum Frieden werden bestärkt. Die venizelistische Partei bricht zusammen und versucht ihre Ohnmacht durch die ostentative Enthaltung von den Wahlen und durch eine Begründung zu verhüllen, die nachher Venizelos und der Entente als Vorwand bei ihrem rücksichtslosen Vorgehen dienen sollten. Die Regierung duldet alles, sie gibt immer mehr nach, vermeidet jeden Streit und nimmt eine solche Rücksicht auf die Launen der Entente, daß sie nicht einmal die griechischen Gesandten in Paris und London abberuft, die von Anfang an zur Entente stehen und bis zuletzt mehr nach den Anweisungen Venizelos' und der fremden Regierungen handelten, bei denen sie akkreditiert waren, als nach denjenigen des griechischen Kabinetts.

Die neutralisierte Insel Korfu wird trotz der bestehenden Verträge besetzt und für die Aufnahme der Ueberreste der serbischen Armee bestimmt, die die Cholera nach der schönsten Insel des Mittelmeeres tragen und die viel geeigneteren Häfen des verbündeten Italien vermeiden müssen. Die Konsuln des Vierbundes in Saloniki werden verhaftet, mißhandelt und weggeführt, die Brücke von Demir-Hissar wird in die Luft gesprengt, das Land mit einer Reihe von neuen Stützpunkten für die Flotten umgeben und auf Nationen gesetzt, das Operationsgebiet der Orientarmee wird immer mehr erweitert und jeden Tag werden griechische Untertanen auf den geringsten Verdacht hin verhaftet, bestraft, erschossen. Die griechische Regierung, der griechische König und das griechische Volk beginnen endlich den Abgrund zu sehen, in den das Land wegen dieser dauernden Nachgiebigkeit geführt wird, und entschließen sich mindestens jedesmal zu protestieren und die Partei des Vierbundes nach der gleichen Art zu behandeln, damit man die Neutralität bewahren kann. Als natürliche Folge dieser Duldung aller Neutralitätsverletzungen durch die Entente muß die Besetzung des Forts Rupel von den Deutschen und Bulgaren betrachtet werden. Das Volk wurde nach den häufigen Demütigungen deprimiert und demoralisiert, und begann ernsthaft, die angedrohte Aushungerung und die Blockade zu fürchten. Die Anhänger von Venizelos werden ermutigt und hoffen durch die Intervention der Schutzmächte wieder ans Ruder zu kommen. Das berüchtigte Ultimatum vom 21. Juni wird an die griechische Regierung gerichtet, dessen Folgen die Absetzung des Nationalkabinetts Stuludis, die Demobilisierung, die Bildung eines der Entente genehmen Geschäftsministeriums, die Absetzung einiger Polizeibeamter, die Vertagung der Kammer und die Vorbereitung für neue Wahlen waren! Schon früher hatte Sarrail den Kriegszustand über das besetzte Gebiet verhängt und die Entente hatte die Blockade des griechischen Königreiches erklärt. Die Annahme der Forderungen dieses Ultimatums muß als der größte Fehler bezeichnet werden, den der griechische König und seine Berater begangen haben. Man war zu schwach und man wollte noch immer nicht einsehen, daß dies der Anfang vom Ende war. Das Volk und die entlassenen Truppen widersetzen sich mit aller Kraft der Propaganda der Kriegshetzer und der Fremden. Die Partei der Entente verliert immer mehr an Boden und an Aussicht auf einen wirklichen Sieg bei neuen Wahlen und beginnt schon offen auf eine Revolution und einen Staatsstreich hinzuarbeiten.

* * *

Die Gegenoffensive der Deutschen und der Bulgaren gegen Sarrail und deren Vormarsch auf diesem Gebiete, der als eine militärische Notwendigkeit betrachtet und als eine natürliche Konsequenz der wohlwollenden Neutralität geduldet werden mußte, und später das geräuschvolle Eingreifen Rumäniens und die Kriegserklärung Italiens an Deutschland drängen sowohl die Venizelisten als die Westmächte zur Entscheidung. Die Venizelisten, die jede Hoffnung auf einen Wahlsieg aufgegeben hatten, werden ermutigt und glauben durch eine rücksichtslose Agitation, durch die Drohungen der Ententepresse, durch die Gewalttaten der fremden Truppen und durch den Versuch einer Revolution den griechischen Staat zum Kriege zwingen und die französischen Pläne für eine radikale Aenderung der Lage auf dem Balkan verwirklichen zu können. Die Italiener benützen die Gelegenheit, um griechisches Gebiet im Epirus zu besetzen und sich auf dem neutralen Boden des demobilisierten und durch die Alliierten revolutionierten Staates festzusetzen. Die Revolution, wie es zu erwarten war, bricht gerade dort aus, wo die Entente mittelbar oder unmittelbar herrscht. Die regulären griechischen Truppen in Saloniki werden von den Franzosen entwaffnet und interniert, die die Pflicht hatten, für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der bestehenden Landesgesetze zu sorgen. Die griechischen Beamten werden abgesetzt, und die Bevölkerung Mazedoniens, die immer gegen die venizelistische Kriegspolitik gewesen ist, wie es durch die Wahlen vom Frühjahr 1915 (die ersten und absolut normalen Wahlen des größeren Griechenland) bewiesen wurde, muß sich einer ungesetzlichen revolutionären Regierung fügen, die, ohne Rückhalt im Volke und ohne eigene Macht, durch die fremde Gewalt ihre Herrschaft über alle Gebiete ausbreitet, die von der Entente besetzt sind, und entgegen allen elementaren Grundsätzen und allen Geboten der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit mit Hilfe der Orientarmee und der französischen Polizei eine Zwangsrekrutierung durchzuführen versucht. Venizelos und die anderen Mitglieder des Triumvirats installieren sich in Saloniki, bilden ein Kabinett, und bereiten sich für eine radikale Umwälzung vor. Das Volk wird immer erbitterter und hält treu zum König, zur Verfassung und zur Neutralität. Nur sehr wenige sind es, die aus patriotischer Besorgnis sich der Bewegung anschließen, weil sie dadurch die Einigkeit wiederherzustellen hoffen. Die ganze Revolution aber gilt als gescheitert und findet keine günstige Aufnahme. Ein ganzes Armeekorps, das von jeder Verbindung mit der Zentralgewalt, dank der Willkür der Entente, abgeschnitten war, entschließt sich, eher in Deutschland interniert zu werden als der revolutionären Bewegung beizutreten.

Die Entente beschränkt sich aber nicht nur auf die Organisierung einer Revolution gegen den griechischen Staat, sondern bemüht sich gleichzeitig, die Zentralgewalt immer mehr zu schwächen und selbst den Schatten einer Staatshoheit zu verwischen, wobei man angeblich im Namen der Garantieverträge und des Interesses Griechenlands und für die Sicherheit der Orientarmee vorgeht. Alliierte Truppen besetzen beherrschende Punkte in Athen und Piräus. Viele deutsche Untertanen werden ausgewiesen, man erzwingt die Kontrolle über Post, Telegraph, Polizei und Eisenbahnen. Man unterbindet jeden Verkehr mit Deutschland und den Vierbundmächten und verbietet jede geheime Korrespondenz der griechischen Regierung mit ihren Vertretern im Auslande. Man führt die Zensur über die griechische Presse ein, man verlangt Garantien für die den Revolutionstruppen angehörenden Offiziere und Mannschaften. Man begünstigt in der Hauptstadt selbst die revolutionäre Bewegung. Jeder Versuch der Unterdrückung der anarchistischen Bewegung und jede Bestrafung aufständischer Offiziere werden verboten. Man stellt ganz offen dem Staate von Athen den Staat von Saloniki gegenüber, man erzwingt die Errichtung einer neutralen Zone zwischen Alt-Griechenland und den besetzten Gebieten, die ganz willkürlich der provisorischen Regierung unterstellt werden, und man verlangt den Abtransport der griechischen Truppen nach dem Peloponnes, obschon die Sicherheit des übrigen Staatsgebietes gegen die Einfälle und die Agitation der Revolutionäre dadurch gefährdet wird.

Das griechische Volk beginnt endlich ernst an die Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes gegen weitere Forderungen zu denken, die Regierung aber gibt immer nach und der König bemüht sich, jedes Mißverständnis und jeden Verdacht zu beseitigen. Die Entente verlangt jedoch das Unmögliche, nicht etwa aus Rücksicht auf die Sicherheit der Orientarmee, die gegen jede Ueberraschung nach der Uebernahme der Kontrolle über Post, Telegraph, Polizei und Eisenbahnen, dem Abtransport der griechischen Truppen, der strengen Ueberwachung, der Ausweisung vieler Angehörigen des Vierbundes und der Errichtung einer neutralen Zone geschützt ist, sondern aus Nervosität, die zunimmt, je mehr man durch die fortschreitenden Erfolge der Zentralmächte in Rumänien zur Ueberzeugung gelangt, daß alle Pläne Briands auf dem Balkan zum völligen Zusammenbruch verurteilt sind. Die Gesandten des Vierbundes werden zuletzt mit dem ganzen Personal der Gesandtschaften und der archäologischen Schulen ausgewiesen, obschon sie wegen der Unterbindung des Verkehrs vollständig unschädlich waren. Der Forderung aber, das Kriegsmaterial auszuliefern, wollen weder Regierende noch Regierte nachgeben. Umsonst versucht Admiral Dartige du Fournet durch ein Ultimatum und durch die Drohung mit neuen Landungen das Volk einzuschüchtern. Nichts wirkt in einem Momente, wo es sich um alles handelt. Kronräte, Ministerräte, Offiziere und Generalstab, Reservisten und sonstige Bürger, Mannschaften und Hofleute lehnen entschieden eine solche Forderung ab, die das Ende eines freien Staates besiegeln würde.

Der König muß sich dem Willen der Nation fügen, der Widerstand wird organisiert. Die Westmächte aber lassen sich immer noch, trotz allen Warnungen der italienischen Presse, von der Passion und der Laune leiten, und glauben durch einige Kanonenschüsse und durch die Landung einiger Matrosen die Absetzung des Königs und die völlige Unterwerfung Griechenlands erzwingen zu können. Am Tage des Ablaufs des Ultimatums werden, trotz der Erbitterung des Volkes, weitere Marineabteilungen ausgeschifft und nach Athen geschickt, wo sie vielleicht mit den Venizelisten kooperieren sollten, die schon reichlich mit Material von der Entente versorgt waren, wie aus den 30,000 Gewehren zu schließen ist, die bei den nach dem Zusammenstoß vorgenommenen Haussuchungen gefunden wurden und deren Zahl natürlich keineswegs im Verhältnis zu derjenigen der eine minimale Minorität bildenden waffenfähigen Venizelisten steht. Eine derartige Herausforderung konnte nicht ohne Folgen bleiben. Eine vollständige Besetzung der Hauptstadt und eine gewaltsame Umwälzung konnten trotz den Drohungen der Schiffsgeschütze nicht geduldet werden. Es kam zu den bekannten Zusammenstößen, die mit dem Rückzuge der Alliierten-Truppen, der Wiederherstellung der annullierten Freiheiten und der Aufhebung der Kontrolle über Post, Telegraph, Polizei und Eisenbahnen endeten. Die heilige Stadt wurde mit Schiffskanonen bombardiert, und die Anglo-Franzosen haben dadurch bewiesen, daß sie dem Beispiele eines Morosin oder eines Lord Elgin folgen und seien die heiligsten Stätten der Altertumskultur zerstören können.

U-Boot gegen U-Boot.

So betitelt sich ein neues, von Oberleutnant zur See v. Heimburg geschriebenes Buch, das im Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, herausgegeben wird. Die U-Boot-Leute sind, wie alle Männer der Tat, dem Reden abhold. Wenn sie aber einmal etwas von ihrer Arbeit berichten, so geschieht es kurz und bündig, als ob die schwierigsten Stückchen etwas Selbstverständliches seien. Das vorliegende Buch ist ganz auf diesen Ton gestellt. Es schildert die vielfältigen Erlebnisse des jungen Kommandanten während seiner Tätigkeit im Mittelmeer und den türkischen Gewässern. Die frische Lebendigkeit und der trockene Humor der Darstellung werden jeden Leser erfreuen. Wir ringen aus dem Büchlein einen kleinen Abschnitt, der in drastischer Weise die Vernichtung eines englischen U-Bootes schildert, das im türkischen Netz gefangen war.

Wie du mir, so ich dir . . .

Alles, auch die geringsten Einzelheiten, wollten die Kameraden, in deren Kreis wir saßen, wissen. Und ich mußte notgedrungen erzählen. Wie die Fahrt verlaufen, von der Begegnung, dem „Achilleon" und wie wir schließlich die Bekanntschaft des englischen Netzes gemacht hatten, das unsere Aufgabe beinahe vorzeitig beendet hätte. Gerade als ich erzählte, wie wir so schön wie eine Flunder im Netz hingen und es überall krachte und dröhnte, unterbrach mich Prinz Reuß:

„Heimburg, wissen Sie denn schon, daß auch wir einen gefangen haben? Einen Engländer wahrscheinlich. Seit heute früh sechs Uhr sitzt er im Netz bei Nagara. In der ersten Zeit hat er ganz toll herumgetanzt und versucht, sich loszureißen, seit einer Stunde aber verhält er sich ruhig."

Na, das war ja ganz mein Fall. Hatte ich doch erst vor kurzem Erfahrungen sammeln können, wie die Engländer es mit uns gemacht hatten. Die Geschichte interessierte mich außerordentlich.

„Hat er denn schon eine Sprengpatrone auf den Kopf bekommen?"

Die Antwort war verneinend. Erstens hatten sie hier draußen keine, und dann war ihnen auch zuviel Seegang, um den Versuch zu machen. So saß der Engländer also seit fünf Stunden — es war jetzt gegen ein Uhr — unbehelligt im Netz; hoffentlich war es ihm nicht gelungen, sich frei zu machen.

Nachmittags flaute der Wind allmählich ab, bis er gegen Abend völlig einschlief. Auch die See hatte sich beruhigt. Spiegelglatt lag die Straße zwischen der asiatischen und der europäischen Seite, von der noch immer das Murren der Geschütze herüberklang. Es war noch reichlich hell, als wir beim Netz ankamen. Ohne weiteres hatte ich meinen Sprengpormann, eben den Koch Herzig, und meine Sprengpatronen zur Verfügung gestellt. Die Stelle war sehr eng, man konnte sie aber auf den ersten Blick schon übersehen. Die Bojen, an denen das Netz befestigt war, lagen ruhig und bewegten sich nur leise mit dem Strom. Der Kerl war wohl längst weg. Den ganzen Tag über hatte ein Motorkanonenboot mit einem Offizier hier gelegen, um das Unterseeboot, falls es doch hochkommen sollte, zu begrüßen und in Empfang zu nehmen. Auch hatte man versucht, das Boot irgendwie mit Draggen und Leinen zu fischen, in der Hoffnung, daß sie an irgendwelchen Vorsprüngen haken würden. Der Strom war aber so stark, daß die Geräte immer wieder abgetrieben wurden. Auch beim Ausloten der Tiefe bildete die Strömung das Haupthindernis. Die Tiefe betrug siebzig Meter. Kam das Gerät vorher auf Grund, dann mußte es auf das Boot gestoßen sein.

Prinz Reuß war Kommandant der Sache, wir anderen waren Zuschauer. Wir hatten zwei Motorkanonenboote und einen kleinen Schlepper, von dem aus gearbeitet werden sollte. Auf ihm befand sich Prinz Reuß mit seinen Leuten und auch mein Koch Herzig, der die Sache sofort in die Hand nahm und dabei große Geschicklichkeit entwickelte.

Vor allem versuchten wir zunächst nochmals, das Boot auszuloten. Es gelang auch. Freilich war es bei den vier bis fünf Meilen Strom nicht so ganz genau zu machen. Herzig, der gelotet hatte, rief aber, während wir alle auf das Wasser starrten, plötzlich: „Ich hab' ihn! Da, da ist er, ich fühle es ganz deutlich!" Das nächste war, daß vierzig Meter Leine abgemessen wurden — so tief saß nämlich das Boot — und eine Sprengpatrone an dem Tau festgemacht wurde. Dann wurde oben der Zünder scharf gemacht und die Patrone vierzig Meter tief heruntergelassen. Eins . . . zwei . . . fünf . . . zehn . . . genau nach der bestimmten Zeit erfolgte die Explosion. Ein kurzer, dumpfer Schlag kam herauf, wie aus dem Schachte eines Bergwerks, es rauschte, das Wasser hob sich zu einem kleinen Hügel.

Gespannt warteten wir nun, was sich ereignen würde. Fünf Minuten vergingen, zehn, es wurde bereits dämmerig, es geschah aber nichts. Spiegelglatt lag das Wasser, die Bojen bewegten sich nicht. Unsern vom Schlepper schien ein dunkler Fleck auf der Oberfläche zu schwimmen. Wie Oel sah er aus. Das konnte aber eine Täuschung sein, da man solche Stellen bei ruhiger See oft genug sieht. Also beschlossen wir, den Leuten unten eine zweite Einladung zu uns zu kommen, zu schicken. Zwar meinte der Konstrukteur der Sperre, gesehen zu haben, wie eine Boje plötzlich ohne jeden äußeren Anlaß zu tanzen begonnen hätte, als wir aber seiner ausgestreckten Hand folgten, lag sie genau so wie früher. Nach zehn weiteren Minuten wurde also eine zweite Sprengpatrone klargemacht. Gerade als sie heruntergelassen werden sollte, schien aber das Wasser in der Mitte dunkler zu werden . . . grüngrau schimmerte es auf . . . ein rundes Ding hob sich . . . ein Turm . . . das Boot.

Rrrumm . . . krachte es auf den Kanonenbooten im gleichen Augenblick, als der so sehnsüchtig Erwartete erschien, los. Ein Schuß fährt in den Turm, ein anderer durchlöchert die Tanks. Gleich darauf wird das Turmluk aufgeklappt, zwei Engländer erscheinen und halten die Hände hoch. Das Feuer verstummt, alle Fahrzeuge gehen mit äußerster Kraft an das U-Boot heran. Einer nach dem andern erscheinen die Leute auf dem Turm mit einer fast rätselhaften Geschwindigkeit und klettern auf den Schlepper hinüber, der sich längsseit gelegt hat. Den Schluß machen zwei, die Offiziersmützen auf dem Kopf haben, das einzige Merkmal, das sie von den andern unterscheidet.

Beim genauen Hinsehen bemerkte ich plötzlich, daß auf dem Turm noch ein Mensch mit einem Gewehr stand, und fortwährend in das Luk hinunterschrie: „Will you out, will you out!" — Mein Koch Herzig! In einem unbewachten Augenblick hatte er sich auf das Boot geschwungen, um die Mannschaft durch sein Aeußeres in Respekt zu setzen. Na, das war ihm ja auch gelungen. Unangenehm war nur, daß die Türken ihn für einen Engländer hielten und anfangs auf ihn schießen wollten, bis auch sie ihren Irrtum erkannten. Als der letzte Mann heraus war, wollte Herzig in das Boot, um es zu erobern. Er war eben mit den Beinen im Luk verschwunden, als das Boot zu blasen begann. Es konnte vielleicht nur noch Sekunden dauern, bis es wegsackte. So rief, nein, brüllte ich hinüber: „Herzig, Mensch, kommen Sie bloß schnell runter, sonst ersaufen Sie drin!" Einen Augenblick stutzte er, sah mißtrauisch umher und kletterte schleunigst unter Aufgabe aller seiner Eroberungspläne auf den Schlepper zurück. Das Vorschiff verschwand unter der Oberfläche, schon spülte das Wasser an den Turm heran, als ruhig und langsam noch eine Gestalt aus dem Niedergang auftauchte: der Kommandant. Mit einem tadellosen Hechtsprung sauste er ins Wasser und schwamm nach dem Dampfer hinüber. Das Boot sackte gleich darauf weg und nahm noch ein schönes Stück Netz mit sich.

Die Gefangenen wurden nach Tschanakkale gebracht. Dort erzählte der englische Kommandant, daß er schon um 5 Uhr früh bei der Einfahrt — er wollte ins Marmarameer — in das türkische Netz geraten sei. Alle erdenklichen Manöver hätte er versucht, schließlich aber sei ihm der Draht in die Schraube gekommen. Da hätte er es aufgegeben. Er beschloß, sich tagsüber ruhig zu verhalten. Nachts wollte er auftauchen und mit seinen Leuten an Land schwimmen. Allerdings wäre es seiner Ansicht nach schwierig gewesen, bis zu den englischen Linien zu gelangen, versuchen wollte er es aber. Abends, er dachte, längst vergessen oder überhaupt nicht bemerkt worden zu sein, ertönte plötzlich eine furchtbare Detonation. Das Licht ging aus, alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde wild durcheinandergeschleudert. Da erkannte er, daß man oben ganz genau wußte, was anlag, und wollte nicht erst die zweite Einladung abwarten. Ich habe ihm später erzählt, daß ich drei Tage vorher im englischen Netz gesessen hätte. Er machte ein recht erstauntes Gesicht und fragte, wie ich denn herausgekommen wäre. Na, ich lächelte nur und erwiderte: „Das war ja eine sehr einfache Sache. Ich habe eben Ihr Netz mitgenommen."

Ganz so einfach war die Sache ja nicht, aber das brauchte er schließlich nicht zu wissen.

— Für den Starken gibt es keine Schicksalsschläge, da ist es immer das Schicksal, das geschlagen wird.

— Ein nicht geringer Teil des Publikums kann von der Kunst wenig mehr fordern, als anregende Unterhaltung, die kein tieferes Bedürfnis zu befriedigen imstande ist, und man tut sehr Unrecht, ihm das zum Vorwurf zu machen.